

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

26.11.1916 (No. 48)



Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 48

Karlsruhe, Sonntag, 26. November

1916

Inhalt: Zweihundert Jahre Kleiderkunst. Von Anna Behnisch-Kappstein. — Malisch. II. Von Oberlehrer Bened. Schwarz in Karlsruhe. — Badische Bücherchau. Von Dr. Defering.

Zweihundert Jahre Kleiderkunst

von Anna Behnisch-Kappstein.

Es ist schon richtig; wir haben zurzeit noch wichtigeres zu tun, als schönen Kleidern zärtliche Gedanken zuzuwenden. Und die kommende Zivildienstpflicht, die auch an die Frauen mindestens als eine Art von moralischem Zwang zur Freiwilligkeit herantritt, trägt auch nicht gerade dazu bei, den Sinn zu ästhetischen Spaziergängen zu befreien.

Andererseits hören wir schon mancherlei von der künftigen Ueberleitung des Kriegs — in die Friedenswirtschaft, und jeder Strebende hat das Recht, im Umkreis seines Berufs den geeigneten Augenblick zu erspüren, um vorbereitende Fäden anzuknüpfen. Auch die Kunst muß vorantasten. Gleichsam als ein Führer für das, was kommen wird, wurde im vergangenen Winter der Verein Mode-Museum in Berlin begründet. Sein Friedensziel ist deutsche Mode, Unabhängigkeit vom Ausland, Geschmacksbildung durch das Zurückgreifen auf gute geschichtliche Ueberlieferung. Durch Vorträge, Führungen und kleinere Ausstellungen hat er das Jahr über bereits gewirkt und auf die Schulung des Nachwuchses hingearbeitet, die zu den wichtigsten Grundlagen einer selbständigen und dennoch weltweiten deutschen Mode gehören wird.

Jetzt tritt er zum ersten Male mit einer umfassenden Veranstaltung auf den Plan. Zweihundert Jahre Kleiderkunst, die Zeit von 1700—1900 führt er an einer stattlichen Reihe echter Kostüme vor, die durch allerhand zierlichen Kleinram des Frauen- und Männerputzes, in Gläsern geborgen, ergänzt werden. Der Raum, der dafür gewählt wurde, ist der würdigste und angemessenste, der sich denken läßt, nämlich das historische Ermelerhaus in der Breitenstraße, das der Stadt Berlin gehört. Es wurde im siebenjährigen Krieg von einem damaligen „Kriegsgewinner“, der Feder und Monturen für Friedrichs Heere lieferte, errichtet, durch spätere Besitzer verschiedentlich umgestaltet, so daß es die Spuren mehrerer Kunstperioden aufweist, und bietet ein pietätvoll erhaltenes Beispiel eines vornehm bürgerlichen Wohnhauses von Alt-Berlin. Sein Glanzstück ist der Festsaal mit vergoldeten Rokoko-ornamenten und Wandbildern des Malers Peschelm. In diesem Raum sind die ältesten Ausstellungsstücke aus dem 18. Jahrhundert untergebracht. Das ergibt eine liebenswürdige Einheitlichkeit der Stimmung. Uebrigens sind auch die Wachsmodelle, die als Kleiderträger dienen, entworfen von Paul Philipp, vorbildlich tüchtige Leistungen.

Vom Barock her kamen Pracht und Würde. Der damalige Mensch war gewohnt, sich äußerst feierlich zu nehmen. Er ging nicht; er schritt, nein, er stolzierte. Die Umständlichkeit seiner Kleidung machte den Akt des Anziehens zu einem Ereignis, die Empfindlichkeit der Kleider beraubte ihn der Natürlichkeit. Die gespreizten Hofleute aus den Tagen des Sonnenkönigs sind umstarrt von Brokat, Damast und Tressen. Der Geist des Rokoko verniedlichte die Grobheit, zog die schweren Formen ins Spielerische; tänzelnde Lebensfreude spricht aus den anmutig üppigen Raffungen und Bauschungen. Der Stoffreichtum über den Hüften des Frauenkleides betont die Schlankheit der Taille, der Halsausschnitt ist freigebig. Die Krinoline gibt den Unterbau für eine mächtige Rockweite, die die schönen Blumenmuster der Seidenstoffe zur Geltung bringt. Helle, heitere Farben haben die fatteren und dunkleren der Barockzeit abgelöst. Der gepuderte Kopf ist von einer kleinen zierlichen Frisur umrahmt, nachdem die „Fontange“, die getürmte und getollte Haube, Kopf und Gestalt der Barockdamen verlängert hatte. Auch der Mann, einst Träger der Allongeperücke, beschränkt sich auf gepuderte Locken an den Schläfen und im Nacken, wählt den Schnallenschuh, statt des gewichtigen Halbstiefels, liebt Röcke, Westen, Kniehosen in zarten Pastellfarben, nachdem er um 1700 ein starkes Rot, ein tiefes Blau bevorzugt hatte. Der Schnitt wird knapper, besonders für die Weste, die vor dem fast zum Knie reichende und eigentlich ein Wams mit Nermeln war. Die gediegenen Samt- und Seidenstoffe der Männerkleidung sind mit Stickereien in Gold und Silber geschmückt. Die Ausstellung enthält einen pomphaften Kavaleranzug aus silbernem Schuppenstoff, aus dem alle drei Teile angefertigt sind. Auf uns heutige, deren Augen ganz auf Feldgrau eingestellt sind, wirkt dies Silberkleid vollkommen opernhast. Eine Fülle von feiner Handarbeit ist an das Frauen- wie an das Männerkleid gesetzt,

nicht nur bei kostbaren Stoffen. Wir finden ein gelblich weißes „Waschkleid“ aus einem Gewebe, das unserem Pitettstoff ähnlich ist; es ist ganz und gar in Mustern, kleinen, dichten Mustern, abgesteppt. An Decken, zumal Bettdecken, begegnen wir heute noch einer ähnlichen Arbeit, allerdings in größeren Mustern. Unendliche Mühe ist auf diese Handstepperet verwendet, ohne daß die Wirkung sonderlich anziehend wäre. Das Steppkleid erinnert irgendetwas an einen Bademantel.

Trotz dieser liebevollen und geduldigen Ausstaffierung des Neuzen wurde auf die Innenseite des Kleides verblüffend wenig Sorgfalt verwendet. Selbst golddurchwirkte Brokatkleider, in denen Königinnen schreiten könnten, sind mit ganz groben Futterstoffen unterlegt, die peinlich an Sackleinwand gemahnen. Oder häßlicher grauer Flanell sitzt unter rosenroter Seide. Von dem, was heute selbst die einfachste Hauschneiderin unter „saubermachen“ versteht, hatte jene Kulturpoche keine Ahnung, und man denkt mit Schauern daran, wie die harten Futterstoffe auf der Haut gekratzt haben müssen. Merkwürdig ist überdies, daß das erste Seidenfutter nicht am Damenkleid, sondern am Männerfrack auftaucht. Zuerst wird es äußerst spärlich angewandt, immer nur soweit es sich dem Auge beim Zurückbiegen der Falten darbietet. Wo das Auge nicht mehr hintrifft, hört die Verschwendung auf. Damit gaben sich diese doch so eiteln Kinder einer abgelebten Zeit zufrieden.

Mit dem fortschreitenden Jahrhundert verliert die Mode an Reiz. Die geblühten und gestreiften Seiden werden mit kleinem Ausputz überladen. Die Frisur wächst ins Unförmliche. Die Watteaufkante im Rücken behauptet sich bis ins vierte Viertel des Jahrhunderts als durchgehende Note.

Ein grundsätzlicher Wechsel der Mode tritt erst zwischen 1780 und 1800 ein. Im Gefolge der großen politischen Umwälzungen. Der Reifrock verschwand. In engem Faltengefesell legt der ungefüßte, weite lange Rock sich um den Körper; aber er wird nun aus weicher Wolle gearbeitet. Auf die kostbaren, schwergerissenen Seidenstoffe beginnt man zu verzichten. Ein Schößhäckchen, das den Namen Caraco führt, vervollständigt den Rock. Zugleich setzt ein Kampf der Kräfte gegen die unhygienische Mode der verflochtenen Jahrzehnte ein. Er galt der Schnürbrust und dem Stöckelschuh — nicht anders als in unseren Zeiten. Kein geringerer als Chodowiecki entwarf ein „Reformkleid“, das schön und gesund zugleich sein sollte. Aus den verschiedenartigen Bestrebungen setzte sich ein aus Rock und Leibchen einheitlich gefertigtes Kleid mit hochgeschürzter Taille durch, das mancherlei Anklänge an die Antike aufwies. Hals und Arme blieben, nach griechisch-römischem Vorbild, entblößt, die Stoffe waren dünn und flatterig — was wiederum von den Ärzten bekämpft wurde — schleppten lang hinterher, und der Schuh ohne Absatz suchte Sandalenähnlichkeit. Die Ausstellung zeigt hübsche Stücke von zarter Seide, auch von feinen, gestickten, waschbaren Geweben. Alle Gewänder damals waren hell, weil die ausgegrabenen antiken Statuen (die zum Teil die Farbe verloren) den Glauben erweckten, alle Frauen des Altertums hätten sich weiß getragen. Wesentliche Vereinfachung ist auch am Männeranzug wahrnehmbar. Die Veränderung kommt aus England. Das bürgerliche Kleid schafft sich dort neben dem pomphaften Kostüm des Adels Geltung. Es entspricht der Werthertracht, die uns Goethe vermittelte: farbiger Frack aus Tuch mit Kragen und Aufschlag ohne Ausputz ist das Charakteristikum der neuen Mode.

Das nächste Jahrhundert steht zu Beginn im Zeichen Napoleons. Aber der Glanz, den er der Tracht aufzuprägen wünschte, blieb auf den Hof beschränkt. Der bürgerliche Anzug herrscht. Die Frau besinnt sich wieder auf die Bedingungen des Klimas, schlief das Kleid am Halse und trägt Nermel. Der Rock wird rund und fußfrei; die unkleidliche hohe Taillengürtung verbirgt man unter dem „Spencer“. Allerhand Stickereien verbrämen unaufdringlich den Rocksaum. Ein duftiges Brautkleid aus gemusterter weißer Seide mit eingewebten bunten Rosenkanten und spinnwebfeinem Schleier gibt in der Ausstellung das Bild der Zeit aufs anmutigste wieder. Auch eine ganze Sammlung von Schuhen ist zu sehen, unter denen der seitlich geschürzte, hakenlose rote Saffianschuh und der Stöckelschuh aus himmelblauem Brokat die merkwürdigsten sind.

Zwischen 1815 und 1825, in der Zeit der Restauration, verfällt das Frauenkleid in Geschmackslosigkeit. Immer höher ist die Taille gegürtet, der Rock wird röhrenförmig, der Nermel fällt bis über die Hand. Dann kommt ein neuer Wechsel und bringt den Schin-fenärmel. Er gewinnt an Umfang, auch als nach 1825 der Rock sich wieder weitet und sich allmählich ganz mit Falten bedeckt. Je reicher die Falten, desto weniger können Stickereien sich behaupten. Also muß der Stoff aus sich selbst wirken. Wir finden viele ge-

streifte und karierte Bausch- und Manschkleider, auch Changeantstoffe. Ein serinolinunterbau wird wieder nötig. Ein Staatskleid der Königin Amalie von Griechenland von 1836 aus rosa Wolle mit schwerer Silberstickerei und langer Hofschleppe hat, wie schließlich alle wirklich künstlerischen Kleider, etwas Zeitloses und könnte heute noch getragen werden. Auch jugendliche Kleider in weißer Seide mit Falbeln aus angewebten Blumenstreifen — rote, rosa, weiße Rosen mit grünem Laub —, rosa Gürtel könnten, zeitgemäß verengt, unmittelbar von der Gegenwart übernommen werden. Im übrigen ist das Biedermeier uns ja das vertrauteste aller Modestile. Dankenswert ist eine Sammlung von Spitzenmantillen und kleidlichen Schals aus jenen Tagen.

Einen Mädchenschlag des Geschmacks bedeuten die drei letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, die den eul de Paris, wiederum den Schürzenärmel, die Straßenschleppe und einen unorganischen Kleiderausputz von Falbeln, Schleifen, Raffungen brachten. Diese Dinge können nur zur Abschreckung dienen. Eine historische Uebersicht muß sie natürlich bringen, aber man sollte für Unselbständige eine Warnungstafel daneben stellen.

Das künftige Modemuseum, das der Verein erstrebt, wird etwa nach den in dieser kleineren Ausstellung gegebenen Proben sich aufbauen. Wichtig wird sein, daß von vornherein Gesichtspunkte gegeben werden, die den unentwickelten Geschmack erziehen. Daß aus bloßem Anschauen und Vergleichen unerzogene Augen das Schöne und Gültige herausfinden, ist kaum zu erwarten. Wohl aber bleibt zu hoffen, daß die rechte Schulung des Geschmacks zu sicherem Urteil, damit zur Unabhängigkeit und endlich zur deutlichen Mode führen kann, die jedoch keineswegs mit deutscher Tracht zu verwechseln ist.

Malsch.

Von Oberlehrer Bened. Schwarz in Karlsruhe.

II.

Ueber die „Gerechtigkeit“, d. h. die Rechte, welche das Kloster Herrenalb um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in Malsch besaß, gibt uns ein Verzeichnis des Klosterkellers Hans Gerner vom Jahre 1524 Aufschluß. So mußten die Klosterunterthanen in Malsch alle Frucht, so daselbst „auf den Kassen“ kommt, d. h. als Schnitfrucht abgeliefert wird, im Frohndwege ins Kloster führen, und zwar Korn, Gerste oder andere „Kuchinspys“. Haber zu führen waren sie nicht verpflichtet und Stroh nur in der Karwoche ein Wagen voll oder zwei.

Dagegen hatten sie sämtlichen Wein, Kelter- und Zehntwein, ins Kloster zu führen. Zur genannten „Kuchinspys“ gehörten auch Hähner, Gänse, Rheinfische, besonders Salmen.

Wenn Briefe oder Botschaften, welche dem Kloster gehörten, von Baden oder anderswoher in Malsch eintrafen, mußten besondere Frohndboten sie ins Kloster bringen. Wir finden diese Frohndpost allerorts auf dem Lande bis ins 19. Jahrhundert hinein. Gewöhnlich wurde sie von den Hintersassen oder Schulbürgern besorgt; so wurden in Ettlingen noch 1776 die Hintersassen von der Gemeindebehörde als Frohndbriefboten benützt, welche im genannten Jahre 851 Briefe austrugen. „Damit die armen Hintersassen nicht über die Gebühr mißbraucht werden“, heißt es in einer Ettlinger Rechnungsabhör, sollte die Sache besser geregelt werden, und noch 1788 beschwerten sich die beiden Ettlinger Frohndbriefträger Joseph Weinsteil und Janaz Stöhrer beim Markgrafen, daß sie gegen eine jährliche „Besoldung“ von 5 Gulden 52 Kreuzer die Frohndpost besorgen mußten. Sie schliehen ihr Bittgesuch mit den Worten: „Da durch die pünktliche Besorgung unseres Frohndbriefträgerdienstes das herrschaftliche Interesse gewinnt und unsere armen Mißbrüder uns etwas weiteres zu geben außer Stand sind, so wagen wir es, Eur Hochfürstliche Durchlaucht fußfälligst anzufragen, Höchstselbe wolle gnädigst geruhen, uns eine halbreichste jährliche Beistenerung zur Anschaffung warmer Kleidung, besonders aber Stiefel, die uns am wenigsten entbehrlich sind, mißbräuterlichst angeeignet zu lassen, die wir in tiefster Demut ersterben usw.“

Das Mähen, Heuen und Dehnden der dem Kloster gehörigen Wiesen in Malsch hatte ebenfalls im Frohndwege zu erfolgen. Doch hatte der Arbeiter eine Vertüftung zu beanspruchen, nämlich „ein Suppen, ein Gemüß und jedem ein paar Eyer und ein Trunk Wins und Brots genug, so der Win nit so gar thür ist; so aber der Win thür ist, ist man ihnen keinen schuldig. Und so die Heuer nachts heimgehen, gibt man jedem ein Bierel von einem Laib Brot, deren man 5 oder 6 von einem Simure Korn backe.“ Beim Dehnden wurden keine Eier verabreicht; dagegen mußte der Klosterkeller zwei Hammel schlachten und jedem Arbeiter ein Stück Fleisch geben.

Weitere Frohnddienste wurden verlangt für die Instandhaltung der ausgedehnten Klosterschäferei bei Malsch. Das Führen der Wolle, der Schafkäse und der Herbstmilch ins Kloster war Frohndarbeit; desgleichen das Führen von Holz, Bauholz, Kalk, Ziegel und anderer Sachen.

Aus dieser Zeit berichten uns die Akten von Malsch von einem interessanten Prozeß, dessen Gegenstand ein Wagen war. Die Malscher Bürger Urban Koch und Cyrial Becher waren Waisenpflieger für die Kinder des verstorbenen Veit Becher. Im Jahre 1582 starb Urban Koch; zu gleicher Zeit verheiratete sich eines der Waisen und verlangte von den Pflegern ihr Vermögen. Vom Malscher Schullehrer wurde die Waisenpfliegerrechnung gestellt, und

da stellte es sich heraus, daß die Pfleger noch 17 Gulden in die Pfliegerenschaft schuldeten. Man hielt sich an die Söhne des Urban Koch, Hans Urban und Martin Koch. Beide Brüder stehen in der Sache an das Hofgericht in Baden eine Appellationschrift verfassend, für welche der Verfasser 3 Gulden Schreiblohn verlangte. Die beiden Brüder weigerten sich, vor Austrag der Sache zu zahlen, und der Schreiber — es war ein herrenalbischer — wandte sich, um sein Geld zu erhalten, an den herrenalbischen Keller Adelin, welcher den Schuldnern sofortige Bezahlung der 3 Gulden auferlegte. Diese antworteten, sie würden es tun, wenn sie dazu von Baden, d. h. vom herrschaftlichen Schultheiß aufgefordert würden. Als sie einer nochmaligen Zahlungsaufforderung nicht nachkamen, ließ ihnen der Klosterkeller durch den Büttel einen Wagen pfänden und denselben in die Klosterkellerei bringen.

Nunmehr wandten sich die beiden Brüder an den markgräflichen Schultheiß, den Junker Hans Konrad Grempp in Ettlingen, bei welchem sie den Befehl erwirkten, daß der Keller den Wagen wieder ohne „Entgeltis“ zurückgeben sollte. Dieser jedoch erwiderte, das stehe allein dem Kloster Herrenalb und nicht dem Markgrafen zu. Daraufhin wandten sich die beiden Brüder wieder an das Hofgericht zu Baden und sogar an das kaiserliche Kammergericht zu Speyer, um ihren Wagen zu erhalten. Letzteres nahm die Klage nicht an, weil sie zu geringfügig wäre.

Die Klagesache blieb also beim Hofgericht in Baden, kam aber auch an dasjenige in Stuttgart, weil das Kloster unter württembergischer Oberhoheit stand. Die Gerichte in Stuttgart und Baden hatten in der 1580er Jahren wichtigeres zu tun, als sich mit dem in der Malscher Kellerei stehenden gepfändeten Wagen der Gebrüder Koch zu beschäftigen. So kam es, daß nach 7 Jahren, im Jahre 1589 der gepfändete Wagen sich immer noch dort befand. In Herrenalb war ein neuer Abt, Konrad Weiß, eingezogen. Der nahm sich des verlassenen Wagens an und gab dem Keller Adelin zum ersten einen Verweis, daß er 1582 die Sache „eingebrocht“ habe. Es gab damit ein langes Hin- und Herschreiben zwischen Stuttgart und Baden wegen des gepfändeten Wagens.

Der Herzog Ludwig von Württemberg, welcher den Abt veranlaßt hatte, dem Keller die Pfändung des Wagens zu verweisen, und demselben gegenüber sich in einem Schreiben vom Januar 1590 dahin geäußert hatte, jetzt sei die „Kapp doch schon verächtlich“, d. h. der Streit mit Baden gehe wieder von neuem los, gab dem Doktor juris Nikolaus Barnbühler in Stuttgart den Auftrag, ein Rechtsgutachten wegen des Wagens abzugeben. Das geschah gründlich und ausführlich am 21. März 1590 in einer 10 Seiten umfassenden Schrift, worin empfohlen wurde, „durch diejenigen, welche dem Hans Kochen vor 8 Jahren seinen Wagen in die Kellerei getan, wieder herausnehmen und dem Hans Kochen heimzuführen.“

Herzog Ludwig schrieb dann am 17. Juni 1590 „des langwierigen Prozesses des gepfändeten halber“ an Abt Nikolaus in Herrenalb, „man solle die Kanzlei in Stuttgart ferners nit mehr beladen“.

Wie der Wagen wieder an seinen Besitzer zurückkam, davon enthalten die Akten nichts; aber in einem Briefe des Kellers Adelin vom 2. Februar 1591 spukt der Wagen der Gebrüder Koch immer noch. Sollte der Bericht des Schultheiß von Malsch vom 28. August 1595 an den Schaffner Philipp Cäer in Herrenalb mit der Sache zu tun haben? Er schreibt nämlich, er habe den verhafteten Martin Koch — einen der beiden Brüder — auf 2 Tage aus dem Gefängnis entlassen, damit seine Frucht auf dem Felde „nicht mißwillig zugrunde gehe und verderbt werde“. Doch scheint mir, daß die Brüder, obwohl die Sache den Akten über den gepfändeten Wagen beiliegt, nicht deshalb, sondern wegen ihres wiederertäuferischen Glaubens eingesperrt worden waren.

Die Sekte der Wiederertäufer hatte in dem Dorfe Malsch schon sehr frühe Anhänger. Das Verbot des Pfalzgrafen Johann gegen die Sekte vom 6. Juli 1543 hatte der Statthalter Heinrich von Fleckenstein in der Markgrafschaft Baden bekannt machen lassen. Als zu diesem Zwecke der Ettlinger Bogt Heiner Rothhaft in Malsch erschien und das Verbot vor versammelter Gemeinde verlas, protestierte der herrenalbische Keller dagegen und machte geltend, solches habe nicht der Markgraf, sondern der Abt zu verhängen. Nach geschehener Bekanntmachung gab der Bogt dem Keller den Erlaß mit dem Bemerkten, er könne ihn nun an die Hofküche der Kellerei, an die Linde oder, wo er es am besten halte, anschlagen und eine Abschrift nach Herrenalb senden oder nicht, er habe das seine getan.

In dem Verbote wurden die Anhänger aufgefordert, der Irrlehre zu entsagen oder das Land zu verlassen. Das Vermögen wurde auf 3 Jahre in Pflege genommen; wenn innerhalb dieser Zeit die Sektierer nicht zur rechten Religion zurückkehrten oder das Vermögen von Familienangehörigen käuflich erworben worden war, so wurde es eingezogen.

Im Jahre 1543 und den folgenden werden in Malsch keine Wiederertäufer genannt, während wir in dieser Zeit in Langensteinbach und Umgegend viele Anhänger der Sekte finden. Erst 1559 haben wir hier den ersten Fall. Barbara, die Ehefrau des Walter Waidner in Malsch, trat in diesem Jahre in die Sekte der Wiederertäufer ein und zog mit ihren fünf unmündigen Kindern auf einem Wagen nach Mähren. Den ältesten Sohn Lorenz ließ sie in Malsch zurück. Dieser übernahm das Erbe der Mutter. Als er fröhe starb und einen unmündigen Sohn hinterließ, wurde dessen Hab und Gut unter Vormundschaft verwaltet. Die Teile seiner Geschwister fielen an die Herrschaft, weil sie als Wiederertäufer „malefizisch“ waren. Da kehrten plötzlich zwei andere Söhne der Barbara Waidner, Abraham und Elias (offenbar die wiederertäuferischen

Namen), aus Mähren nach Malsch zurück und beanspruchten ihren Teil an der Hinterlassenschaft der Mutter. Sie brachten ein Zeugnis ihrer Identität des Hauptmanns Wenzeslau von Rübna in Austerlitz und der Stadt Wolftronitz mit. Nach diesen Zeugnissen war Abraham Waidner ein Kutscher, welcher seither in Austerlitz gewohnt hat. Sein Bruder Elias hatte in Wolftronitz gewohnt, und der andere Bruder Hans lebte noch in Tschentowitz. Eine Schwester war verheiratet mit Christoph Dorn von Maszkowitz. Vielleicht gelingt es, festzustellen, ob in Mähren in den genannten Orten noch Nachkommen dieser dahin ausgewanderten Malscher Wiederkäufer vorhanden sind.

1565 wird ein Wiederkäufer Bernhard Schneider genannt, welcher gleichfalls nach Mähren auswanderte.

1575 zeigt der herrenalbische Keller Konrad Unfriedt beim Herzog von Württemberg folgendes an: Eiliche zu Malsch, und schier die Vermögenslosen seien des Vorhabens und Willens, ins Land Mähren zu den Wiederkäufern auszuwandern. Sie pflegen deshalb allmählig ihre Güter zu verkaufen und sich wegschicken zu machen.

Dies kam auch dem herrschaftlichen Schultheiß in Eillingen zu Ohren, und er erschien in der Nacht mit 12 Hakenschilden in Malsch, um den Diebold Schneider, einen Wiederkäufer, gefangen zu nehmen. Er begab sich zuerst in das Wirtshaus „zur Sonnen“ und dann in des Diebolds Haus. Derselbe war jedoch kurz vorher geflohen, weshalb sein Hab und Gut sofort inventiert und eingezogen wurde.

1581 waren schon weggezogen: Steffen Rummels Sohn, Diebold Schneider mit Weib und Kind, Stoffel Rummels Tochter (hat verlassen eine namhafte Hofrätin samt Haus und Schener und viel liegenden Gütern), des Pflarers Sohn, des Lorenzen Leyden zwei Brüder, Melchior, Herzogs Sohn.

1585 berichtet der herrenalbische Keller Mäckelin über das Ansuchen des Walter Waidner und Bernhard Schmidt um Rückgabe von wiederkäuferischen Gütern an den Herzog von Württemberg und bemerkt unter anderem, „daß beide Supplikanten halloze Leute seien, welche das Ihrige verthun, und wenn man ihnen gleich durchaus willfahrte, würde es bei ihnen mit allein nichts erziehbliches, sondern, weil es allhie zum Malsch dergleichen Güter sehr viel hat, des Nachlaßens und Supplicirens kein Ende sein, der Händel, so man beschwigen mit den Marktgräflichen haben müßte, zu geschweigen.“

Daß 1595 die Sekte der Wiederkäufer in Malsch zahlreiche Anhänger hatte, beweisen Berichte desselben Kellers aus dieser Zeit. So berichtete er unterm 20. April 1595: In Malsch haben sich etliche Einwohner zur wiederkäuferischen Lehre gewandt, darunter besonders Cyprian Frid, welcher einen Bruder und andere Verwandten in Mähren hatte, welche der gleichen Lehre anhängen. Er war Wirt und Gastgeber und hatte in den letzten Jahren 400 Gulden Schulden gemacht. Doch glaube man, er hätte dieses Geld nach Mähren geschickt, weil er vorhabe, dahin auszuwandern. Auch erfuhr der Keller, daß sie heimliche Zusammenkünfte hätten, kam aber niemals hinter das Geheimnis. Nun bestärkte ihn folgendes Vorkommnis in seinem Verdacht. Cyprian Frid starb am 22. April 1595. Am selben Tag war dessen Freund Martin Koch, den wir aus der Geschichte von dem verpfändeten Wagen kennen, der auch im Verdacht der Wiederkäufererei stand, und den der Keller einen verlogenen, diebischen, halsstarrigen und falschen Lieder nennt, in Marzell auf dem Markte.* Bei seiner Rückkehr von da ging er in das Haus seines verstorbenen Freundes und zeigte dessen Witwe einen an ihren Mann gerichteten Brief, den er auf dem Marzeller Markte erhalten habe, und der von dessen Bruder aus dem Mährenlande sei. Er lieferte jedoch den Brief der Witwe nicht aus, sondern behielt ihn für sich und sagte, weil ihr Mann tot sei, solle niemand diesen Brief in die Hand bekommen. Die Frau zeigte das dem Keller an, welcher gemeinschaftlich mit dem Schultheißen den Martin Koch kommen ließ. Hier leugnete er alles weg. Auch beim Abt in Herrenalb der ihn kommen ließ und ihm mit schwerer Turmstrafe drohte, stellte er alles in Abrede. Doch ließ er, wie der Abt am 4. Juli 1595 nach Stuttgart berichtete, seinen wiederkäuferischen Geist erkennen und machte sich der Hauptsache nach sehr verdächtig. Da er jedoch nichts Gewisses erfuhr, mußte er ihn laufen lassen, um so mehr, als er befürchtete, mit den Marktgräflichen in Konflikt zu kommen.

Wie groß die Zahl der ausgewanderten Wiederkäufer gewesen sein muß, zeigt ein Verzeichnis der Zinsen, welche von beschlagnahmten wiederkäuferischen Gütern herrührten; es sind gegen 150 Tausend; die Summe der Zinsen betrug 248 Gulden. Der Dreißigjährige Krieg, welcher Malsch beinahe entvölkerte, machte auch der Wiederkäufererei ein Ende.

*) Dieser Markt wird heute noch in Marzell abgehalten; er ist bekannt unter dem Namen „Gaismarkt“.

Badische Bücherschau.

Die Pyramide wird von Zeit zu Zeit, vielleicht jeden Monat, je nach Bedarf, einen Ueberblick über das badische literarische Schaffen der Gegenwart bringen. Es sollen nicht nur dichterische, sondern Werke aus allen Gebieten, nicht bloß Bücher, sondern gegebenenfalls auch größere Zeitschriften-Aussätze dabei berücksichtigt werden, so daß wir also eine regelmäßige Wasserstands-Beobachtung der geistigen Strömung innerhalb der Grenzen des Großherzogtums Baden gewinnen. Es kann sich bei dieser Rubrik, die wir neu

einführen und für die wir bei unserem Leserkreis wohl nicht erst um Interesse werben müssen, jeweils nur um knappe Charakteristiken handeln; doch bleibt die Möglichkeit einer ausführlichen Würdigung in unserem literarischen Teil daneben immer noch offen. Wir sind überzeugt, daß wir mit einer derartigen Zusammenfassung der Ueberschau über die Neuererscheinungen auf dem badischen Büchermarkt das Wechselverhältnis zwischen Schaffenden und Empfangenden, zwischen Schriftstellern und Publikum beleben und die geistigen Zusammenhänge, die sie gegenseitig verknüpfen, vertiefen und befestigen. Wir betrachten unsere Aufgabe vom Standpunkt einer praktischen Kulturpolitik, die sich zwar gewisse natürliche Grenzen setzt, aber innerhalb dieser Beschränkung ihr Ziel, das auf einen engeren landsmannschaftlichen Zusammenfluß, auf ein badisches Gemeinheitsgefühl abhebt, nach ihren Kräften zu wahren hofft. — Da wir bestrebt sein werden, mögliche Vollständigkeit und Unparteilichkeit walten zu lassen, sind wir auf die Unterstützung von Schriftstellern und Verlegern angewiesen, die uns durch Zusendung von Belegen auf dem Laufenden halten wollen. Unsere Bücherchau erstreckt sich, wie der nachfolgende erste Versuch zeigt, auf badische Autoren und Darstellungen badischer Verhältnisse im weitesten Sinn.

Das Glück fügt es, daß wir unsere Besprechung mit dem Namen Goethe beginnen dürfen. Der Heidelberger Universitäts-Professor Hr. Gundolf, bekannt durch seine Shakespeare-Verdeutschung und ein Buch über Shakespeare, läßt bei Bondi in Berlin einen Goethe erscheinen von nahezu 900 Seiten. Es mag manchem als eine Kühnheit vorkommen, daß nach A. M. Meyer, nach Bielschowsky und Simmel schon wieder ein Werk über Goethe geschrieben wird. Wer aber nur ein paar Seiten bei Gundolf gelesen hat, sieht sich hier einer neuen Betrachtung gegenüber, die sofort ungemein fesselt. Gundolf geht nicht als Philologe, sondern als Künstler an den Stoff, aber als Künstler, der eine gründliche wissenschaftliche Bildung spielend meistert. Sein Werk ist bedeutend. Es vermittelt uns Einsichten in Goethes Schaffen, die neu und schlichtweg überzeugend sind. Gundolf schreibt glänzend, er arbeitet seine Gedankengänge mit äußerster Klarheit und Schönheit heraus. Sein Werk steht auf einer Höhe, die des Gegenstandes würdig ist. — Der Freiburger Oberbürgermeister Otto Winterer hat einen Biographen in dem Redakteur H. v. Müller gefunden (Freiburg, Dilger). Er wirft einen Blick auf seinen Lebenslauf und seine erfolgreiche Tätigkeit in der Dreisamstadt. Er charakterisiert seine Bautätigkeit, seine Teilnahme an künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, seine Arbeit in der Wohnungsfürsorge und zahlreichen wichtigen Gebieten der Stadtverwaltung. — W. W. und, unser Landsmann aus Redaran, Philosophie-Professor in Leipzig, schrieb zum 200. Todestag (14. Nov. 1916) ein Buch über Leibniz (Leipzig bei Kröner), den Neubegründer des deutschen Idealismus. Auf dem Gebiet der Moralphilosophie ist Leibniz der Schöpfer der deutschen Ethik der Pflicht und einer darauf begründeten Auffassung vom Recht und Staat. Es kommen also bei ihm Probleme zur Erörterung, die gerade jetzt besonders auf Beachtung rechnen dürfen. — Platons Staat kommt in neuer Uebersetzung von dem Karlsruher Bibliothekar A. Preisendanz bei Diederichs in Jena heraus. Seiner Verdeutschung ist philologische Genauigkeit gepaart mit Klarheit im Ausdruck nachzurühmen. — Staatswirtschaftliche Fragen voll Aktualität erörterte in mehreren Broschüren, scharfsinnig und klar, der Freiburger Universitäts-Professor Paul Mombert (s. St. im Felde). So macht er einen gut begründeten Vorschlag über „Eine Verbrauchseinkommensteuer für das Reich“ (Tübingen, Mohr). Nicht bloß die Leistungsfähigkeit, sondern auch die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit soll für die Besteuerung ausschlaggebend sein. Er vertritt demgemäß eine Steuerpolitik, die auf wirtschaftliche Ziele eingestellt ist, besonders auf das Ziel der Kapital-Neubildung, die gerade jetzt und nach dem Kriege von erhöhter Wichtigkeit wird. — In einer andern Schrift erörtert Mombert die „Bevölkerungspolitik nach dem Kriege“ (Tübingen, Mohr). Um die Geburtenziffern zu erhöhen, gilt es die Gütererzeugung zu vergrößern, den Nahrungsspielraum auszudehnen, die volkswirtschaftlichen Vorbedingungen zu schaffen, unter denen eine fruchtbare Bevölkerungspolitik erst getrieben werden kann. Mombert geht scharfsinnig auf allerlei Fragen ein, die mit diesem wichtigen Problem im Zusammenhang stehen, wie Beamtengehälter, Junggefallensteuer usw. — Auf Fragen des Geldmarkts und des Kredits führt der Freiburger Privatdozent H. v. v. Beckert in seiner ökonomischen Studie „Kapitalmarkt und Geldmarkt“ (Jena bei Fischer). Er behandelt die Verhältnisse vor dem Krieg und wirft nur im Anhang einen Blick auf die durch den Weltbrand geschaffenen Veränderungen. Er beleuchtet die nordamerikanischen und europäischen hochkapitalistischen Zusammenhänge zwischen Güter-Produktion und -Verteilung mit der Bewegung des organisierten Kredits. — Von Georg Feltner, dem verstorbenen Heidelberger Rechtslehrer erschien bei Springer in Berlin in besonderer Ausgabe ein Vortrag, den er im Jahre 1890 zu Dresden über „Die Zukunft des Krieges“ gehalten hat. Es ist eine völkerrechtliche Betrachtung voll prophetischer Aufschlüsse, die ihre Bestätigung durch die Zeit erfahren haben. Feltner sah den Krieg als Kampf zwischen den Großstaaten voraus, wobei das nationale Selbstgefühl seine Rolle spielen würde. Er bespricht die Anreizungen zum Krieg, und die Hemmungen, die ihm entgegenarbeiten, wie Schiedsgerichte und Volksheer; aber er täuschte sich nicht darüber, daß alle Hemmungen machtlos sein werden, wenn ein Staat zum Träger einer historischen Idee wird, „denn das Blutdürstige, was es auf Erden gibt, ist die Idee“, und „der Staat, welcher sich bewußt ist, Träger einer neuen

